

Diskurstopologie.

— Überlegungen zur einer diskursanalytischen Untersuchung literarischer Texte —

Arne Klawitter

Ausgangsproblem

Obwohl die Methode der Diskursanalyse in den letzten zwanzig Jahren durchaus auf reges Interesse gestoßen ist und ihr Begriffsinstrumentarium Eingang in den akademischen Sprachgebrauch gefunden hat,⁽¹⁾ sind fundierte Applikationen der Diskursanalyse, die auch Foucaults Überlegungen zur Literatur berücksichtigen, immer noch äußerst selten. Angesichts dieser Sachlage drängt sich natürlich die Frage auf, warum das so ist.

Ein Grund für die zögerliche Aufnahme der Diskursanalyse in die Literaturwissenschaft ist zweifellos im inflationär gewordenen Gebrauch des Diskursbegriffs zu suchen. Auf den ersten Blick scheint er kompatibel mit dem Begriff ‚Text‘ zu sein. Allerdings verweist der Begriff ‚Diskurs‘ auf den Redeakt selbst und wird gewöhnlich recht unspezifisch zur allgemeinen Bezeichnung von ‚Rede‘ oder ‚Diskussion‘ verwendet, z.B. wenn man vom ‚Diskurs der Psychologie‘, vom ‚Diskurs über den Wahnsinn‘ oder gar vom ‚Diskurs der Literatur‘ spricht. Die Bestimmung orientiert sich dabei an den etablierten Klassifizierungen nach Fachdisziplinen, Gattungen oder inhaltlichen Gesichtspunkten der Rede.

Nur sehr selten findet man in der Forschung den Diskursbegriff im Sinne Foucaults, der eine diskursive Ordnung bezeichnet, die das Sprechen und Denken zu einer gegebenen Zeit regelt und die bestimmt, wie gesprochen werden muss, damit eine Aussage als wahr gelten darf. Das Problem ist, dass dieser Diskursbegriff nicht auf der gleichen referentiellen Ebene wie der Textbegriff anzusetzen ist, sondern diejenige Existenzfunktion von Aussagen betrifft, „die ein Gebiet von Strukturen und möglichen Einheiten durchkreuzt und sie mit konkreten Inhalten in der Zeit und im Raum erscheinen läßt.“⁽²⁾ Diese

(1) Vgl. Achim Geisenhanslüke: Foucault und die Literatur. Eine diskurskritische Untersuchung, Opladen: Westdeutscher Vlg. 1995; Siegfried Jäger: Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung, 4. Aufl., Münster: Unrast 2004; Simone Winko: „Diskursanalyse, Diskursgeschichte“, in: Grundzüge der Literaturwissenschaft, hg. von Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering, München: Deutscher Taschenbuch-Vlg. 1996, S. 463-478 und Achim Geisenhanslüke: Gegendiskurse. Literatur und Diskursanalyse bei Michel Foucault, Heidelberg: Synchron 2008 (Neuaufgabe des erstgenannten Titels).

(2) Michel Foucault: Archäologie des Wissens, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973, S. 126-127.

Funktion, so Foucault weiter, müsse die Diskursanalyse in Hinblick auf drei Aspekte untersuchen: in ihrer Auswirkung, in ihren Bedingungen und in dem Feld, in dem sie sich bemerkbar macht, und das wäre der Diskurs bzw. die diskursiven Formationen als „*Systeme der Streuung*“⁽³⁾ von Aussagen.

Es gibt also ganz offensichtlich ein grundsätzliches methodisches Problem, das sich auf die Frage hin zuspitzen ließe: Wie gelangt man bei der Analyse von Texten zu den Aussagen bzw. zur Existenzfunktion von Aussagen? Angesichts dieser Schwierigkeiten kommt man nicht an der vorläufigen Bilanzierung vorbei, dass die Diskursanalyse, obwohl sie als Begriff in aller Munde ist, bislang zu wenig ergiebigen Studien in den Literaturwissenschaften Anlass gegeben hat. Viele Untersuchungen, die sich als Diskursanalysen deklarieren, nutzen lediglich die lückenhafte Konzeptualisierung aus, um sich den Anstrich einer poststrukturalistischen Lektüre zu geben. Heute, nachdem die Mode des Poststrukturalismus abgeflaut ist, ist es möglich geworden, mit einem objektiven Blick auf derartige Etikettenschwindel zu schauen. Oft genug handelt es sich bei genauerem Hinsehen um strukturalistische oder semiotische Textanalysen, wenn nicht um hermeneutische Interpretationen, die sich durch ein diskursanalytisches Vokabular ein anderes Aussehen geben. In solchen Fällen bleibt die Diskursanalyse lediglich Begriffsdekoration.⁽⁴⁾

Das grundlegende Problem einer Operationalisierung der Diskursanalyse in den Literaturwissenschaften scheint darin zu bestehen, dass die Diskursanalyse keine gewöhnliche Textanalyse ist. Eine Analyse diskursiver Formationen, wie sie Foucault für die Archäologie des Wissens vom Menschen eingefordert hat, untersucht weder die philosophischen Inhalte der Ideen noch die Bedeutungsprozesse, die den Textsinn konstituieren, sondern die Existenzbedingungen von Aussagen, die unter gegebenen Umständen und zu einer bestimmten Zeit ‚im Wahren‘ sind. Das lässt sich nicht unmittelbar auf die Literatur übertragen, zumal wir es dort nicht mit Aussagen zu tun haben, die einen Wahrheitsanspruch erheben. Aber dennoch ließe sich eine Analyse vorstellen, die die Existenzbedingungen von Texten und Bedeutungen untersucht. Die Diskursanalyse ist zwar keine Textanalyse, aber sie wird an Texten vorgenommen.

(3) Ebd., S. 58.

(4) Ein Beispiel ist die Untersuchung des synchronen Systems kollektiver Symbole von Jürgen Link. Seiner Ansicht nach legt sich diese Anordnung von Symbolen wie ein Netz über die Diskurse und bildet gleichsam deren Zusammenhalt. Link charakterisiert die Kollektivsymbole als konstitutive Elemente desjenigen Interdiskurses, der eine Vernetzung ganz verschiedener Diskurse erlaubt. Vgl. Jürgen Link: „Literaturanalyse als Interdiskursanalyse. Am Beispiel des Ursprungs literarischer Symbolik in der Kollektivsymbolik“, in: Diskurstheorien und Literaturwissenschaft. Hg. von Jürgen Fohrmann und Harro Müller, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988, S. 284-307.

Konsequenzen für eine Diskursanalyse der Literatur

Um einen Diskurs zu individualisieren, gibt es Kriterien, die in der Forschung als ‚gesichert‘ angesehen werden, wie das linguistische System, zu dem die Äußerungen gehören, die Identität des Subjekts, das sie artikuliert usw. Eine diskursanalytische Betrachtung versucht hingegen, das Feld der diskursiven Ereignisse adäquat, d.h. ohne Vorannahmen zu erfassen und bezieht dazu auch andere, weniger vertraute Kriterien in ihre Untersuchung ein. In diesem Zusammenhang ist bislang wenig Aufmerksamkeit auf den Umstand gerichtet worden, dass Foucaults Diskursanalyse die Suspension der signifikativen Funktion der Sprache zur Voraussetzung hat, was dem allgemeinen Verständnis von Literatur zuwiderläuft, gilt sie doch als eine, u.a. durch formale Mittel zur strukturellen und semantischen Komplexität verdichtete Sprache, die zu mehr dient als zur Kommunikation.

Während sich die Strukturalisten den formalen Bedingungen des Erscheinens von Sinn zuwenden, wozu sie vom Modell des Sprachsystems ausgehen, befasst sich Foucault „mit den Bedingungen der Veränderung oder des Abbruchs von Sinn, mit den Bedingungen, unter denen Sinn verschwindet, so dass anderes an seine Stelle treten kann“. ⁽⁵⁾ Man habe sich zwar daran gewöhnt, meint Foucault, den Gesichtspunkt des Signifikats zu suspendieren und nach den Mechanismen des Bedeutens zu fragen; die Diskursanalyse lässt jedoch auch den Signifikanten in der Schwebe, „um die Tatsache erscheinen zu lassen, dass hier wie dort im Verhältnis mit möglichen Objekt- und Subjektbereichen, im Verhältnis mit anderen Formulierungen und eventuellen Wiederverwendungen *Sprache* vorliegt“. ⁽⁶⁾

Die Infragestellung unmittelbarer Formen von Kontinuität (wie ‚Werk‘ und ‚Gattung‘) und die zeitweilige Suspension der signifikativen Funktion der Sprache haben weitreichende Konsequenzen für eine diskursanalytische Untersuchung von Literatur, wobei an dieser Stelle offenkundige Schlussfolgerungen wie die Infragestellung des Werkes oder die Problematisierung der Autorfunktion keine Berücksichtigung finden, da sie schon mehrfach diskutiert worden sind. ⁽⁷⁾ Stattdessen sei die Aufmerksamkeit im Folgenden auf die Beziehung zwischen Diskurs und Text gerichtet.

Semiologen und Rezeptionsästhetiker würden ohne zu zögern beipflichten, wenn man sagt, dass der Text nicht an sich bedeute, d.h. nicht unabhängig von den ihm zugrunde liegenden Codes, Erwartungshaltungen, Rezeptionsvorgaben und Interessen. Auch kann ein Text nicht losgelöst von anderen Texten und von der

(5) Michel Foucault: „Wer sind Sie, Professor Foucault?“, in: ders: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits, Band I: 1954-1969, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001, S. 773.

(6) Michel Foucault, Archäologie des Wissens, a.a.O., S. 162.

(7) Vgl. z.B. Uwe Japp: „Der Ort des Autors in der Ordnung des Diskurses“, in: Diskurstheorien und Literaturwissenschaft, hg. von Jürgen Fohrmann und Harro Müller, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988, S. 223-234.

Interaktion zwischen dem schreibendem und dem lesendem Subjekt betrachtet werden. Roland Barthes begreift den Text als „ein methodologisches Feld“⁽⁸⁾ und betont den Aspekt der Produktivität, wenn er den Text als ein Resultat von Bedeutungsprozessen kennzeichnet, die im mehr oder weniger geregelten Zusammenspiel der Signifikanten ablaufen. Aus Sicht der Diskursanalyse stellt der Text aber keine Menge von Bedeutungsträgern dar, sondern ist das Ergebnis einer diskursiven Praxis, die ganz spezifische Aussagen hervorbringt, und zwar dadurch, dass auf eine bestimmte Weise Diskursobjekte behandelt, Äußerungsformen zur Verfügung gestellt, Begriffe benutzt und manipuliert und Diskursmöglichkeiten angewendet werden. Diese Aussagen manifestieren sich dann in Texten, d.h. sie finden in ihnen so etwas wie eine Äußerungsmöglichkeit, wobei literarische Texte eine besondere Komplexität aufweisen, die Roman Jakobson mit den beiden Begriffen ‚Ambiguität‘ und ‚Selbstreflexivität‘ auf den Punkt gebracht hat. Hier zeigt sich bereits, dass der Begriff des Diskurses, verstanden als eine diskursiven Praxis, nicht mit der Vorstellung vom Text als eine begrenzte, dem Prinzip der Nachfolge entsprechend angeordnete Zeichenmenge vereinbar ist. Die Diskursanalyse verschiebt den Fokus der Untersuchung von den Texten auf diejenigen diskursiven Praktiken, die diese Texte hervorbringen, und untersucht die Regelmäßigkeiten dieser Formationsordnung. Diskursive Praxis meint in diesem Zusammenhang, dass Diskurse nicht mehr „als Gesamtheiten von Zeichen (von bedeutungstragenden Elementen, die auf Inhalte oder Repräsentationen verweisen), sondern als Praktiken zu behandeln [sind], die systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen.“ Zwar „bestehen“ Diskurse, wie Foucault erklärt, „aus Zeichen“: „[A]ber sie benutzen diese Zeichen für mehr als nur zur Bezeichnung von Sachen“, ⁽⁹⁾ und dieses „Mehr“ müsse eine Diskursanalyse ans Licht bringen.

Daraus ergeben sich mindestens drei Konsequenzen für eine diskursanalytische Untersuchung literarischer Texte. Als Erstes die Suspension der Bedeutung: Gewöhnlich wird in der Literatur eine Verstärkung der signifikativen Kraft der Sprache gesehen, d.h. literarische Texte sind gekennzeichnet durch einen gleichzeitigen Überschuss an Signifikanten und an noch ungesagten Signifikaten, weshalb literarische Texte kommentiert und interpretiert werden müssen. Foucault wiederum geht davon aus, dass die Literatur in der Moderne die signifikative Funktion der Sprache kompensiert.⁽¹⁰⁾ Diese Annahme bildet, wie noch zu sehen sein wird, die Voraussetzung dafür, Literatur als „Gegendiskurs“ zu konzipieren.

Die Suspension der Bedeutung eröffnet zweitens einen neuen Untersuchungsbereich: das Feld

(8) Roland Barthes, „Vom Werk zum Text“, in: ders: *Das Rauschen der Sprache* (Kritische Essays IV), Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2006, S. 64-72, hier S. 65.

(9) Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*, a.a.O., S. 74.

(10) Vgl. Michel Foucault: *Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1971, S. 77.

diskursiver Ereignisse, Aussageformationen und Diskursfunktionen. Eine Diskursanalyse müsste sowohl eine Beschreibung der geregelten Formation diskursiver Ereignisse als auch eine Bestimmung der Konstitutionsprozesse der als Literatur geltenden Diskursordnung vornehmen, und zwar mit dem Ziel, eine „differentielle Analyse der Modalitäten des Diskurses“⁽¹¹⁾ zu ermöglichen.

Als dritte Konsequenz ist die Infragestellung der herrschenden Praxis zu nennen, diskursive Ereignisse zu textualisieren und damit den Diskurs als epistemisch fundierte Ordnungen des Sprechens bzw. Schreibens im Begriff des Textes aufzulösen. Als Reaktion auf eine Kritik von Derrida hat Foucault auf genau diese Praxis aufmerksam gemacht, bei der es vorrangig „um die Reduktion diskursiver Praktiken auf Text-Spuren“ gehe, „um das Auslöschen der Ereignisse, die in Praktiken auftreten, um ausschließlich Zeichen für eine Lektüre zurückzubehalten. Es geht darum, Stimmen hinter den Texten zu erfinden, damit man nicht analysieren muß, auf welche Weisen das Subjekt in Diskursen impliziert sein kann; und schließlich darum, das Ursprüngliche als ein im Text Gesagtes oder Nicht-Gesagtes zu bestimmen, um nicht den diskursiven Praktiken ihren Platz im Feld der Transformationen geben zu müssen, wo sie sich vollziehen.“⁽¹²⁾ Diese in der Philosophie und den Literaturwissenschaften gängige Praxis setzt voraus, dass es nichts außerhalb des Textes gibt und dass man im Text, d.h. „in seinen Ritzen, in seinen Leerstellen, in seinem Nicht-Gesagten“ dasjenige finden könne, „worin sich der Ursprung bewahr[e]“. ⁽¹³⁾ Foucault sieht diese Praxis mit einer Pädagogik verknüpft, die der Stimme des Lehrers jene „schrakenlose Souveränität“ verleiht, die es ihm „erlaubt, den Text unablässig neu zu sagen“⁽¹⁴⁾ – eine Technik, die die Machtverhältnisse innerhalb der akademischen Institution am Leben erhält und festigt. Für Foucault ist die Literatur ein Diskurseffekt und damit ein Ergebnis von Produktions-, Rezeptions- und Distributionspraktiken, aber auch der Effekt einer Machtpraxis. Die Kohärenzprinzipien dieses Praxiszusammenhangs bestimmen nicht nur, *was* als Literatur hervorgebracht wird, sondern auch, *wie* Literatur gelesen, interpretiert und verbreitet wird, entweder von Lesern oder von Bildungsinstitutionen. Jedoch können sich diese Lektüreverfahren grundlegend unterscheiden, je nachdem, nach welchen diskursiven Regeln sie zustande gekommen sind.

(11) Michel Foucault: Archäologie des Wissens, a.a.O., S. 199.

(12) Michel Foucault: „Mein Körper, dies Papier, dies Feuer“, in: Kulturrevolution 27(1992), S. 41; erneut erschienen in: Michel Foucault: Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits, Band II: 1970–1975, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2002, S. 330. (Hier in der ersten Übersetzung.)

(13) Ebd.

(14) Ebd.

Die Grenzen der Diskurstypologie

Die üblichen Applikationen der Diskursanalyse auf dem Gebiet der Literaturwissenschaft sind genaugenommen Diskurstypologien, die der Klassifikation von Diskursen, insbesondere von sogenannten ‚Spezialdiskursen‘ dienen. Ein Beispiel dafür sind Jürgen Links Untersuchungen interdiskursiv verketteter Kollektivsymbole. Zu diesem Zweck löst er bestimmte kollektiv verwendete Sinnbilder aus verschiedenen Diskursen heraus und betrachtet ihre interdiskursiven Verknüpfungen, was eine Weiterentwicklung der Diskursanalyse zu einer Interdiskursanalyse notwendig macht. Literarische Texte begreift er als Knotenpunkte innerhalb eines Netzwerkes, das durch die verschiedenen Spezialdiskurse gebildet wird. Der Theorieausbau zur Interdiskursanalyse ist dem speziellen Gegenstand ‚Literatur‘ geschuldet, die seiner Ansicht nach nicht als diskursive Formation im Sinne einer Region speziellen Wissens aufzufassen sei, sondern als ein elaborierter Interdiskurs, der eigenen Regeln gehorche. Link unterscheidet dazu zwischen „Spezialdiskursen“, d.h. historisch-spezifischen Diskursformationen, wie sie Foucault untersucht hat, und „Interdiskursen“, d.h. interferierenden, koppelnden bzw. integrierenden Quer-Beziehungen zwischen mehreren Spezialdiskursen.⁽¹⁵⁾ Als Interdiskurs versteht er „alle Aussagen und sonstige Diskurselemente bzw. Diskurskomplexe [...], deren Okkurrenz nicht auf einen oder wenige Spezialdiskurse beschränkt ist“.⁽¹⁶⁾ Das Augenmerk seiner Analyse liegt dabei auf sogenannten interdiskursiven Elementen, die gleichzeitig in verschiedenen Spezialdiskursen auftauchen können. Dazu gehören Kollektivsymbole, stereotype Figuren (z.B. Charaktere) und Narrationsschemata (z.B. Mythen), ferner Themen, Motive, Probleme und Argumente.

Um seiner Konzeption ein theoretisches Fundament zu geben, bezieht sich Link direkt auf Foucault, der in seiner *Archäologie des Wissens* von „interdiskursiven Konfigurationen“ im Sinne von „Interpositivitäten“ gesprochen hat,⁽¹⁷⁾ womit er allerdings bestimmte diskursive Homologien im Auge hatte, die sich auf ein gemeinsames epistemisches Prinzip zurückführen lassen bzw. auf gemeinsame Regularitäten, die verschiedene Diskurse organisieren (im Sinne von Analogien diskursiver Regularitäten zwischen verschiedenen diskursiven Formationen). Spezialdiskurse tendieren laut Link aufgrund der Spezialität ihres Wissens zur Denotation und Eindeutigkeit, sie fordern klare Definitionen und sichern eine

(15) Diesen Ansatz stellt Jürgen Link in dem Aufsatz „Diskurs/Interdiskurs und Literaturanalyse“ vor, den er zusammen mit Ursula Link-Heer publiziert hat; in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik* 20 (1990) 77, S. 88-99, hier S. 92.

(16) Jürgen Link: „Diskursive Ereignisse, Diskurse, Interdiskurse: Sieben Thesen zur Operativität der Diskursanalyse, am Beispiel des Normalismus“, in: *Das Wuchern der Diskurse*, hg. von H. Bublitz, A.D. Bührmann, C. Hanke, A. Seier, Frankfurt a. M.: Campus 1999, S. 154.

(17) Vgl. Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*, a.a.O., S. 207.

Operationalisierbarkeit. Interdiskurse hingegen haben eine das Spezialwissen überbrückende bzw. integrative Funktion und sind an Subjektapplikationen gekoppelt, was für Link das Vorherrschen von Konnotation und Mehrdeutigkeit in solchen Interdiskursen erklärt. Als Fluchtpunkte ergeben sich für ihn einerseits die mathematisch formalisierbare Aussage (Fluchtpunkt der spezialdiskursiven, denotativ-operationalen Aussage) und andererseits die kollektivsymbolisch „ummantelte“ Aussage (Fluchtpunkt der interdiskursiven, konnotativ-subjekt-applikativen Aussage).⁽¹⁸⁾

Die Unterscheidung zwischen Spezial- und Interdiskurs erlaubt es zwar, den Spielraum für formalisierbare Aussagen einerseits und ideologische Aussagen andererseits genauer zu einguzgrenzen, aber die Anwendung auf den Gegenstand Literatur bleibt auf zeichentheoretische Problemstellungen und deren ideologische oder sozialkritische Wirkung beschränkt. Dabei sollte besonders hervorgehoben werden, dass es sich lediglich um die Klassifizierung von Bedeutungsweisen handelt, die weder für eine Beschreibung der Entstehungsprozesse von Bedeutung noch für die Analyse der Bedingungen von Signifikation geeignet ist. Es geht Link um die interdiskursive Verkettung von signifikativen Symbolstrukturen, während die diskursiven Bedingungen der Signifikation außerhalb seines Untersuchungsradius' bleiben. Er meint zwar, mit seinem Ansatz die Streuung interdiskursiver Aussagen, Diskurskomplexe, Modelle und Themen in den Blick nehmen zu können, doch ist seine Interdiskurstheorie einem semiotischen Diskursbegriff verpflichtet, ohne dass die Existenzbedingungen der jeweiligen diskursiven Praxis berücksichtigt würden.

Hier scheint ein generelles Problem der Diskurstypologie zu liegen. Denn eine Typologie konzentriert sich ausschließlich auf die Beschreibung einer signifikativen Diskursoberfläche, indem sie Verfahren und Mechanismen der Bedeutungszuweisung erfasst und Arten der Verkettung symbolischer Elemente klassifiziert. Die Sicht auf die Existenzbedingungen des Diskurses bleibt ihr versperrt, da sie ihrerseits immer schon signifikative Strukturen voraussetzt, was sie auf eine struktural-semiotische Analyse begrenzt, die nichts anderes tut, als den Intertextualitätsbegriff auf die Vorstellung eines diskursives Netzwerks auszuweiten. Literatur wird dabei im interdiskursiven Spiel kollektiver Symbole als solche aufgelöst; sie erscheint im interdiskursiven Netzwerk lediglich als Sammelplatz kollektiver Überzeugungen und rhetorischer Strategien. Wir können also festhalten, dass eine Typologie symbolhafter Diskurselemente keine Analyse diskursiver Bedingungen und Regularitäten leistet, wie sie Foucault in seiner *Archäologie des Wissens* eingefordert hat.

(18) Vgl. Jürgen Link: „Diskursive Ereignisse, Diskurse, Interdiskurse“, a.a.O., S. 155.

Auf dem Weg zu einer Diskurstopologie

Foucault hat selbst zwar keine Diskurstopologie entwickelt, doch ist diese in der *Archäologie des Wissens* als solche schon angelegt. Dort betrachtet er nämlich die Aussage nicht als eine Struktur, was auf eine Diskurstypologie hinauslaufen würde, sondern als eine *Existenzfunktion*: als eine Funktion, wir erinnern uns, die „ein Gebiet von Strukturen und möglichen Einheiten durchkreuzt und sie mit konkreten Inhalten in der Zeit und im Raum erscheinen läßt“. ⁽¹⁹⁾ Für die Aussage lassen sich also keine strukturellen Einheitskriterien finden. Überträgt man diesen Gedanken auf den Begriff des Diskurses, dann bedeutet dies, dass die geregelten Verknüpfungen von Aussagen, also die Diskurse, im Sinne von Positionen (innerhalb bestimmter Formationen oder ‚Felder‘) und Funktionen (innerhalb des Zusammenspiels von Diskursen oder eines Dispositivs) beschrieben werden müssten. Eine Diskursfunktion wäre dann dadurch zu kennzeichnen, dass jeweils ein bestimmtes Ensemble von Variablen untersucht wird, das die Existenz der zu untersuchenden Aussagenmenge hinsichtlich eines bestimmten Aspekts bedingt. Statt Klassifikationen vorzunehmen, müsste man sich zur Aufgabe setzen, Positionen bzw. Funktionsstellen im diskursiven Raum zu beschreiben, der letztlich nichts anderes wäre als eine Matrix solcher Funktionsstellen.

Ausgehend vom Begriff der Funktion, sei nun anstelle eines typologischen Modells, das verschiedene Diskursformen klassifizieren würde, ein diskurstopologisches Modell vorgeschlagen, in dem verschiedene Funktionsstellen verortet und entsprechend unterschiedliche Diskurspraktiken spezifiziert werden können. Das, was wir gewöhnlich als ‚Literatur‘ bezeichnen, wird dabei in einer jeweils anderen Funktion in den Blick genommen. Die Funktionsstellen ermöglichen demnach verschiedene Perspektivierungen auf die Literatur. Das literaturwissenschaftliche Interesse der Diskurstopologie richtet sich dann auf die Frage, wie sich ausgehend von einem bestimmten Funktionszusammenhang eine spezifisch literarische Schreibweise als eine diskursive Formation konstituiert.

Topologie meint die Verortung verschiedener Diskursmöglichkeiten von ‚Literatur‘ im Feld diskursiver Formationen. Da es sich hier um ein Funktionsmodell handelt, werden keine Aussagen darüber gemacht, was ‚Literatur‘ im Besonderen oder Allgemeinen ist, sondern darüber, auf welche Weise sie im diskursiven Gefüge funktionieren kann. Im traditionellen literaturwissenschaftlichen Vokabular könnten die hier ausdifferenzierten diskursiven Funktionsstellen der Literatur als ‚Literaturbegriffe‘ bezeichnet werden. Dabei sollte man aber im Auge behalten, dass dieser ein normativer Begriff ist und wiederum eine Typologie impliziert.

Wenn im Folgenden drei Funktionsstellen genauer bestimmt werden, so heißt das nicht, dass sich eine

(19) Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*, a.a.O., S. 126-127.

Diskurstopologie notwendig auf diese drei beschränken muss. Ebenso wenig implizieren diese Vorschläge eine Ontologisierung von Literatur in dem Sinne, dass eine gewisse Art von Literatur, eine Reihe besonderer Texte oder die Werke einzelner Autoren aus bestimmten formalen oder inhaltlichen Gründen zu dieser oder jener Diskursfunktion ‚gehören‘. Eine Aussagenmenge bzw. ein Text kann zur gleichen Zeit verschiedene Funktionen erfüllen, abhängig von der Perspektivierung und Problematisierung innerhalb des untersuchten diskursiven Zusammenhangs. Die Individualisierung der verschiedenen Funktionsstellen bzw. Diskursfunktionen, die hier vorgenommen wird, ist allein der Anschaulichkeit und dem Modellcharakter dieses Vorschlags geschuldet.

Literatur als eigenständiger Diskurs

Eine Funktionsstelle, die der Literatur, einem diskurstopologischen Modell folgend, zugeschrieben werden könnte, wäre, als eigenständiger Diskurs zu agieren. Diese Sichtweise ist zweifellos die gängigste Art, den funktionalen Zusammenhang zwischen Literatur und anderen Diskursen zu betrachten. Literatur wird dabei als ein autonomer Diskurs aufgefasst, was einen referentiellen bzw. institutionellen Literaturbegriff erfordert. Voraussetzung für diese Perspektivierung ist jedoch, dass die Bedingungen und Grenzen dieser Diskursordnung ‚Literatur‘, wie z.B. die strukturelle Komplexität und das signifikative Funktionieren der Sprache, nicht in Frage gestellt werden. Was damit in den Blick rückt, ist die Emergenz der Literatur als Diskurs: der Prozess ihrer Abkopplung von anderen Diskursen, ihr Einschluss in eine „radikale Intransitivität“, ⁽²⁰⁾ die permanente Wiederkehr der literarischen Rede auf sich selbst im Verlauf ihrer diskursiven Entfaltung. Die Annahme der Intransitivität und Autonomie von Literatur hat wiederum ihre epistemischen Bedingungen in der modernen Ordnung des Wissens, wie sie Foucault in *Die Ordnung der Dinge* beschrieben hat. ⁽²¹⁾

Funktionen, die der Literatur gemeinhin zugewiesen werden – Subversion der Alltagssprache und ihrer Mitteilungsfunktion, Fiktion im Sinne eines imaginären Komplementärbereichs, der im Gegensatz zur Realität der Alltagserfahrung steht, Entwurf einer Gegenwelt, Infragestellung automatisierter Denk- und Wahrnehmungsstrukturen oder Irritation derselben – sind im Grunde alles Konsequenzen, die sich aus der Autonomie der Literatur ergeben und somit Diskurseffekte, oder genauer: Effekte der diskursiven Praxis, Literatur als einen eigenständigen Diskurs zu behandeln. Für eine Diskursanalyse ist dabei die entscheidende Frage, „wie aus der Masse von Dingen, die gesagt werden, aus dem Ensemble der tatsächlich gehaltenen Diskurse, eine gewisse Anzahl dieser Diskurse (der philosophische, der literarische) eine

(20) Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge*, a.a.O., S. 365.

(21) Ebd., S. 359ff.

Sakralisierung und eine spezielle Funktion erhalten haben.“⁽²²⁾ Um nun also die Bedingungen dieser diskursiven Praxis zu untersuchen, die für die genannten Effekte verantwortlich ist, müsste man u.a. den Vorgang analysieren, durch den ein nicht-literarischer Diskurs plötzlich zur Literatur wird oder umgekehrt, Texte ihren Status als Literatur verlieren. In seinen Büchern über Raymond Roussel und Pierre Rivière hat Foucault – aus jeweils unterschiedlichen Blickwinkeln – nach genau dieser Schwelle gefragt, „hinter der eine Rede (ob es nun die eines Kranken sei, eines Kriminellen etc.) beginnt, innerhalb des als Literatur qualifizierten Bereichs zu funktionieren?“⁽²³⁾ Die Diskursanalyse interessiert sich vorzugsweise für diesen Grenz- bzw. Schwellenbereich, der die Literatur von anderen Diskursen trennt bzw. sie bis zu einem gewissen Grad mit ihnen verbindet. Den eigentlichen Gegenstand der Untersuchung bilden dabei diejenigen Auswahlprinzipien, die für die Regelmäßigkeit der diskursiven Ordnung von Literatur verantwortlich sind bzw. für den Ausschluss bestimmter Schreibweisen, Aussagemengen oder Texte.

Eine exemplarische Analyse, in der Literatur in ihrer diskursiven Funktion betrachtet wird, offeriert Foucault in seinem Aufsatz über einige Romane von Jules Verne.⁽²⁴⁾ Er unterscheidet vor dem Hintergrund der verschiedenen Sprecherpositionen, des jeweiligen Status' sowie der Position des Wissenschaftlers im Vergleich zum Helden der erzählten Abenteuer den wissenschaftlichen Diskurs vom literarischen Diskurs und bestimmt das Verhältnis beider Diskurse zueinander im Kampf zwischen der neutralen Wahrscheinlichkeit der Wissenschaft und der unwahrscheinlichen Redeweise der Fiktion. Durch die spezifische narrative Konstruktion der Romane Jules Vernes wird die Sichtbarkeit des Erzählten durchlässig gemacht für das Netz der Fiktion, durch das etwas anders ausgesagt wird, als die Sichtbarkeit des Erzählten zu erkennen gibt. Indem die Fiktion ihre Rede unentwegt gegen die wissenschaftlichen Wahrheiten richtet, strebt sie „in Richtung der größten Unwahrscheinlichkeit“⁽²⁵⁾: Sie konstituiert sich als das unwahrscheinliche Sprechen der Literatur, und mehr noch: als der unwahrscheinlichste aller Diskurse. Jules Vernes Romane erweisen sich für Foucault als „die Negentropie des Wissens“: „Nicht Wissenschaft, die der Unterhaltung und Erholung diene, sondern Erholung und Neuschöpfung auf der Grundlage des eintönigen Diskurses der Wissenschaft“.⁽²⁶⁾

(22) Michel Foucault: „Funktionen der Literatur“, in: *Ethos der Moderne. Foucaults Kritik der Aufklärung*, hg. von Eva Erdmann, u.a. Frankfurt a. M.: Campus 1990, S. 229. (Das Interview stammt aus dem Jahre 1975.)

(23) Ebd., S. 232-233 (Übersetzung leicht modifiziert).

(24) Michel Foucault: „Die Fabel hinter der Fabel“, in: *Schriften I*, a.a.O., S. 654-663.

(25) Ebd., S. 662.

(26) Ebd.

Literatur als Gegendiskurs

Daraus ergibt sich die zweite Möglichkeit, der Literatur eine Funktionsstelle innerhalb des diskurstopologischen Modells zuzuweisen, indem man sie als einen Gegendiskurs betrachtet. Die relative Unabhängigkeit, die der Literatur im Abendland zugestanden wird und die schließlich gegen Ende des 18. Jahrhunderts zur Vorstellung ihrer Autonomie geführt hat, bildet die entscheidende Voraussetzung dafür, Literatur als einen solchen Gegendiskurs perspektivieren zu können. Dazu ist es notwendig, die epistemologische Funktion der Literatur zu untersuchen, wozu im Einzelnen auf Foucaults Ausführungen in *Die Ordnung der Dinge* zurückgegriffen werden kann. Dort taucht die Literatur immer dann auf, wenn Foucault die Bruchpunkte zwischen den Epistemen (Wissensordnungen) verständlich zu machen versucht.⁽²⁷⁾ Einige Werke, die er dabei anführt, *Don Quixote* in Bezug auf den Übergang von der Ähnlichkeit zur Repräsentation oder *Justine* und *Juliette* in Bezug auf das Ende der Repräsentation und des Zeitalters der Klassik (im französischen Sinne), scheinen eine gewisse Unabhängigkeit von der jeweils vorherrschenden epistemischen Ordnung und ihrem Kohärenzprinzip zu besitzen und zeichnen sich gerade dadurch aus, dass sie die Bedingungen und Grenzen der Wissensordnung, die sie gerade unterlaufen oder überschreiten, ans Licht bringen.⁽²⁸⁾ Dieser Literatur scheint gleichsam ein subversives Potential innezuwohnen: „Während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts und bis in unsere Zeit – von Hölderlin zu Mallarmé, zu Antonin Artaud – hat die Literatur nun aber nur in ihrer Autonomie existiert, von jeder andern Sprache durch einen tiefen Einschnitt nur sich losgelöst, indem sie eine Art ‚Gegendiskurs‘ bildete und indem sie so von der repräsentativen und bedeutenden Funktion der Sprache zu jenem rohen Sein zurückging, das seit dem sechzehnten Jahrhundert vergessen war.“⁽²⁹⁾

Wenn Foucault die Literatur mit dem Beginn des modernen Zeitalters des Wissens (um 1800) zum „Gegendiskurs“ erklärt, dann ist das nur möglich, weil sie weder dem Kohärenzprinzip der Repräsentation folgt noch dem Prinzip der Bildung eines sinnstiftenden Subjekts, sondern das „Sein der Sprache“, wie es bei Foucault heißt, zur Sprache bringt: Die Literatur „löst sich von allen Werten, die im klassischen Zeitalter sie zirkulieren lassen konnten (der Geschmack, das Vergnügen, das Natürliche, das Wahre), und läßt in ihrem eigenen Raum alles entstehen, was dessen spielerische Verneinung sichern kann (das Skandalöse, das Häßliche, das Unmögliche). Sie bricht mit jeder Definition der ‚Gattungen‘ als einer Ordnung von Repräsentationen angepaßten Formen und wird zur reinen und einfachen Offenbarung

(27) Michel Foucault: *Die Ordnung der Dinge*, a.a.O., S. 78-82, 162-163, 262-264, 365, 458-459.

(28) Das Gleiche gilt für die Malerei, vgl. die Rolle, die das Gemälde *Las Meninas* (*Die Hoffräulein*) von Velasquez für die Episteme der Repräsentation spielt, ebd., S. 31-45.

(29) Ebd., S. 76.

einer Sprache, die zum Gesetz nur die Affirmation – gegen alle anderen Diskurse – in ihrer schroffen Existenz hat.“⁽³⁰⁾ Um ihre bloße Existenz, d.h. das Sein der Sprache zur Sprache zu bringen, braucht sie sich „nur noch in einer ständigen Wiederkehr sich auf sich selbst zurückzukurven, so als könnte ihr Diskurs nur zum Inhalt haben, ihre eigene Form auszusagen. [...] In dem Augenblick, in dem die Sprache als ausgebreitetes Sprechen Gegenstand der Erkenntnis wird, erscheint sie wieder in einer streng entgegengesetzten Modalität: schweisgasse, vorsichtige Niederlegung eines Wortes auf das Weiße eines Papiers, wo es weder Laut noch Sprecher geben kann, wo sie nichts anderes mehr zu sagen hat als sich selbst, nichts anderes zu tun hat, als im Glanz ihres Seins zu glänzen.“⁽³¹⁾

Aufgrund der Besonderheit als eine Art absolutes Sprechen, als eine Sprache, die sich über die Codes der Kommunikation und Grenzen der Repräsentation hinwegsetzt, erscheint die Literatur „immer mehr als etwas, was gedacht werden muß, aber ebensowohl und aus dem gleichen Grunde als das, was in keinem Fall ausgehend von einer Theorie der Bedeutung gedacht werden kann.“ Denn wenn man sie „von der Seite des Bezeichneten her (von daher, was sie bedeutet, von ihren ‚Ideen‘ her, von ihrem Versprechen und von dem her, worin sie engagiert) oder von der Seite des Bezeichnenden her (mit Hilfe von der Linguistik oder der Psychoanalyse entlehnten Schemata) analysiert, ergibt sich kaum ein Unterschied, es ist nur eine Episode.“⁽³²⁾ Den Grund dafür sieht Foucault darin, dass die Literatur den Sinn nicht verdichtet und multipliziert, sondern im Gegenteil, dass sie die Sprache ins Leere laufen lässt: „In der modernen Zeit ist die Literatur das, was das signifikative Funktionieren der Sprache kompensiert (und nicht bestärkt).“⁽³³⁾ Nicht in einem Überschuss an Bedeutung, sondern in ihrer Suspension erblickt Foucault die Seinsweise der modernen Literatur. Mit dieser These stellt sich Foucault der üblichen Auffassung entgegen, wonach die Literatur durch eine besondere Sinnhaftigkeit gekennzeichnet sei. Foucault versucht diesen grundlegenden Gedanken mit der Unterscheidung zwischen Selbstreferentialität und Selbstimplikation anschaulich zu machen.⁽³⁴⁾ Während die Annahme von der Selbstreferentialität sprachliche Zeichen voraussetzt, die auf ihr Funktionieren in einem Zeichenzusammenhang verweisen und damit *zeigen, dass sie zeigen*, wird bei der Selbstimplikation die Verweisungsfunktion sprachlicher Zeichen aufgehoben. Die sprachlichen Figuren werden dann als „ontologische Hinweise“⁽³⁵⁾ aufgefasst, d.h. sie indizieren ein nicht-

(30) Vgl. den Abschnitt „Die Objekt gewordene Sprache“, ebd., S. 359–366, und das darauffolgende Kapitel „Die Wiederkehr der Sprache“, S. 367–372.

(31) Ebd., S. 366.

(32) Ebd., S. 77.

(33) Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge, a.a.O., S. 77.

(34) Vgl. Michel Foucault: „Der Wahnsinn, Abwesenheit eines Werkes“, in: Schriften I, a.a.O., S. 539–550, hier S. 547.

(35) Michel Foucault: „Die Sprache, unendlich“, in: Schriften I, a.a.O., S. 342–356, hier S. 346.

signifikatives Sein der Sprache, indem sie *zeigen, dass sie nicht zeigen*. (Dieser Gedanke wird später zum Ausgangspunkt für die dritte Perspektivierung.)

Der Begriff „Gegendiskurs“ setzt immer ein Wogegen voraus. Einen Gegendiskurs in der Kompensation der Signifikation zu begründen, ist nur sinnvoll unter der Bedingung, dass es in der herrschenden Diskursordnung eine Hegemonie der Bedeutung gibt und dass die signifikative Funktion der Sprache ihr Kohärenzprinzip ist. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Beziehung zwischen den ersten beiden diskurstopologischen Perspektivierungen der Literatur in einem neuen Licht dar: Während die erste Option die Literatur als eine selbstreflexive Sprache begreift, die *zeigt, dass sie zeigt*, (und damit auch implizieren würde, die Literatur in ihrer signifikativen Funktion zu bestärken), wird gemäß der zweiten Option die Literatur in ihrer bedeutungskompensatorischen Funktion in Betracht gezogen, was sprachliche Zeichen voraussetzt, die *zeigen, dass sie nicht zeigen*, und die somit die Rolle, die die Literatur als Gegendiskurs einnehmen kann, überhaupt erst ermöglichen.

Wenn man nun den Gegendiskurs diskursanalytisch konzipieren will, dann müsste man genau bei dem Verhältnis zwischen Signifikation und Nicht-Signifikation ansetzen. Die Opposition, um die es hier geht, ist weder auf der Ebene von Inhalten noch auf der Ebene der Sprechweisen zu suchen (hier erweist sich der Begriff ‚Gegendiskurs‘ nämlich als grundsätzlich problematisch, sofern er ein Oppositionsverhältnis voraussetzt und damit etwas Verbotenes, Unterdrücktes oder Tabuisiertes). Tatsächlich aber handelt es sich um eine Differenz von Diskursfunktionen. Eine selbstreflexive Literatur wäre eben kein epistemischer Gegendiskurs, weil sie ganz den Gegebenheiten und Gesetzmäßigkeiten der modernen Wissensordnung entspricht. Erst wenn Literatur jenseits der signifikativen Funktion von Sprache konzeptualisiert und damit in Distanz zur diskurshegemonialen Kategorie der Bedeutung positioniert wird, kann sie als ein epistemischer Gegendiskurs perspektiviert werden. Was dabei sichtbar wird, ist Literatur als ein selbstimplizites (nicht selbstreflexives) Sprechen, das – in den Worten Foucaults – ein nicht-signifikatives Sein der Sprache indiziert.

Im wissensarchäologischen Zusammenhang, d.h. im Feld des Wissens vom Menschen, betrachtet Foucault die Literatur als Gegendiskurs in dreierlei Hinsicht, und zwar jeweils in Bezug zu den empirischen Bereichen Arbeit, Leben und Sprache, wobei sich das Gegenläufige dann in den drei Figuren der Lust (oder des Verlangens), des Todes und der nicht-signifikativen Sprache („Sein der Sprache“⁽³⁶⁾) ausdrückt. Sofern Literatur eine dieser ‚Gegen-Figuren‘ in ihrer epistemischen Relevanz zur Sprache bringt, kann sie als Gegendiskurs funktionieren. Ein Beispiel wären die Romane von de Sade, mit denen laut Foucault die französische Klassik mit ihrem Prinzip der Repräsentation an ihr Ende kommt: „Es ist nicht mehr

(36) Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge, a.a.O., S. 457. Zu den drei ‚Gegen-Figuren‘ siehe S. 449.

der ironische Triumph der Repräsentation über die Ähnlichkeit, es ist die dunkle, wiederholte Gewalt des Verlangens, das an die Grenzen der Repräsentation schlägt. [...] In *Justine* kommunizieren das Verlangen und die Repräsentation nur durch die Präsenz eines Anderen, der sich die Heldin als Gegenstand des Verlangens vorstellt, während sie selbst nur die leichte, ferne, äußerliche und einige Form des Verlangens der Repräsentation kennt.“⁽³⁷⁾ De Sades Romane markieren als Gegendiskurs zur Repräsentation die Grenze der klassischen Wissensordnung: „Von ihm an werden Gewalt, Leben und Tod, Verlangen, Sexualität unterhalb der Repräsentation eine immense, schattige Schicht ausbreiten, die wir jetzt so, wie wir können, wieder in unseren Diskurs, in unsere Freiheit, in unser Denken aufzunehmen versuchen.“⁽³⁸⁾

Literatur als Diskurs über den Nichtdiskurs

Um zu klären, wie es dazu kommt, dass Literatur überhaupt als ein epistemischer Gegendiskurs fungieren kann, bedarf es einer dritten Perspektivierung und diese ist eng mit Foucaults literaturontologischen Überlegungen verbunden. Die Grundlage dafür legt Foucault in seinem Essay *Das Denken des Außen*, das er dem Schriftsteller und Kritiker Maurice Blanchot widmete. Doch bereits vorher schon hat Foucault in einer Reihe von Aufsätzen und Rezensionen, die diesem besonderen Essay sowie seiner wissensarchäologischen Studie *Die Ordnung der Dinge* (beide 1966) unmittelbar vorausgingen, die Seinsweise der Literatur zu erfassen versucht. Zu dieser Zeit hatte er seine Diskursanalyse noch nicht entwickelt und zur Anwendung gebracht; am Gegenstand der Literatur erprobte er zunächst noch eine Literaturontologie, die sich an Überlegungen Blanchots aus den 1940er und 50er Jahren anschloss.

Seine literaturontologische Problematisierung der Literatur geht von dem Phänomen der Selbstrepräsentation der Sprache aus, die sich in sprachlichen Verdoppelungen, Selbstspiegelungen oder in der Figur der Überschreitung ausdrückt, z.B. wenn das Sprechen in seiner Selbstimplikation zugleich etwas sagt und den Code aussagt, aufgrund dessen es das sagt, was es sagt, oder sobald das Sprechen mit seinem Tod, d.h. dem Verstummen konfrontiert wird und im Drang, unablässig weiterzusprechen, sich selbst spiegelt und sich dabei zur Darstellung bringt, oder wenn das Sprechen seine Grenzen in Frage stellt, indem es eine unentwegte Profanisierung vorantreibt wie in den Romanen von de Sade oder den Erzählungen von Bataille. Diese Formen der Selbstdarstellung der Sprache, so vermutet Foucault, seien „von endlicher Zahl, und es lässt sich für sie ein umfassendes Verzeichnis erstellen. Ihre häufig extreme Unauffälligkeit, die Tatsache, dass sie zuweilen verborgen und wie zufällig oder aus Versehen dahingeworfen sind, sollten nicht zu irgendwelchen Illusionen führen: oder besser, in ihnen muss man die eigentliche Macht der Illusion

(37) Ebd., S. 263.

(38) Ebd., S. 264.

erkennen, die der Sprache (als einsträngige Kette) gegebene Möglichkeit, sich als ein Werk zu zeigen. Selbst wenn die Verdoppelung der Sprache verborgen bleibt, so ist sie doch konstitutiv für ihr Sein als Werk, und die Zeichen, die davon erscheinen können, muss man als ontologische Hinweise lesen.“⁽³⁹⁾ Die allgemeine Analyse dieser Verdoppelungen könnte, so Foucault weiter, schließlich die Grundlage zu einer „formale[n] Ontologie der Literatur“⁽⁴⁰⁾ legen.

Das Besondere an dem Essay *Das Denken des Außen* ist nun, dass Foucault hier seine literaturontologischen Überlegungen zum Sein der Sprache in eine diskursanalytische Problemstellung überführt. Er fragt jetzt nicht mehr nach den Formen der Sprachverdoppelung und den Figurationen eines Seins der Sprache, sondern danach, welche diskursive Ordnung ein Sprechen finden kann, das das nicht-signifikative Sein der Sprache zur Sprache bringt, und welche Funktion es in Bezug auf die bestehende diskursive Ordnung erfüllen kann. Den Ausgangspunkt bildet der Zusammenhang zwischen dem diskursiven Sprechen, welches das Sein der Sprache indiziert, und einem Denken, das er an anderer Stelle als ein nicht-dialektisches Denken der Grenze charakterisiert⁽⁴¹⁾ und das sich von dem Subjektdenken der modernen Wissensdisposition losgelöst hat, um ein nicht-diskursives Außen kenntlich zu machen.

In der selbstimpliziten Sprache der Literatur, aus der das sinnstiftende Subjekt ausgeschlossen ist, so argumentiert Foucault weiter, zeichne sich spätestens im Zeitalter der Moderne eine „Erfahrung des Außen“ ab. Mit dieser Erfahrung innerhalb des modernen Denkens offenbare sich die „möglicherweise unaufhebbar[e] Unvereinbarkeit“ zwischen dem Sein der Sprache und dem Selbstbewusstsein des Subjekts in seiner Identität.⁽⁴²⁾ Das Außen, von dem hier die Rede ist, bezieht sich auf die diskursive Ordnung des Subjekt Denkens in der Moderne, d.h. auf eine Wissensdisposition, die sowohl das Subjekt in seiner Identität als auch die Kommunikation eines Sinns und damit die signifikative Funktion der Sprache zur Voraussetzung hat. Das Außen wäre nicht einfach das aus dem Diskurs Ausgeschlossene (das, was aus bestimmten Gründen tabuisiert oder zensiert wird), sondern das, was innerhalb einer gegebenen diskursiven Ordnung undenkbar und demzufolge auch unsagbar ist. Es ist das Denk-Unmögliche, das im Diskurs Unsagbare, gewissermaßen die unsichtbare Rückseite des Diskurses.

Dennoch ist es möglich, dass dieses Außen auf eine bestimmte Weise sichtbar gemacht wird, jedoch nicht im Sinne eines Gegendiskurses, der das Undarstellbare zur Darstellung bringt. Foucault geht dazu noch einen Schritt weiter. Im Werk von Maurice Blanchot, in den sonderbar zurückhaltenden Fiktionen, die nicht einfach das Unsichtbare sichtbar machen (denn das würde ja die Vorstellung eines Gegendiskurses

(39) Michel Foucault: „Die Sprache, unendlich“, in: Schriften I, a.a.O., S. 346.

(40) Ebd., S. 348

(41) Michel Foucault: „Vorrede zur Überschreitung“, in: Schriften I, a.a.O., S. 320-342, hier S. 334.

(42) Michel Foucault: „Das Denken des Außen“, in: Schriften I, a.a.O., S. 670-697, hier S. 673.

implizieren), sondern „zeigen, wie unsichtbar die Unsichtbarkeit des Sichtbaren ist“, ⁽⁴³⁾ und in der nach außen gerichteten Reflexion von Blanchots kritischem Denken, das mit den Begriffen des Neutrums, der permanenten Infragestellung und Wiederholung operiert und eine Umkehrung der Innerlichkeit bewirkt, beginnt für Foucault sich etwas abzuzeichnen, was er einen „Diskurs über den Nichtdiskurs jeglicher Sprache“ ⁽⁴⁴⁾ nennt: „Die reflexive, stets nach außen gewandte Geduld [der Kritiken] und die Fiktion [der Erzählungen und Romane], die sich und ihre Formen in der Leere auflöst, kreuzen einander und bilden einen Diskurs, der keine Schlussfolgerung kennt und kein Bild, keine Wahrheit und keine Verstellung, keinen Beweis, keine Maske, keine Bestätigung, der ohne Zentrum und ohne Heimat ist und seinen eigenen Raum als jenes Außen erschafft, in dessen Richtung und außerhalb dessen er spricht.“ ⁽⁴⁵⁾

Mit der Konzeption eines Diskurses über den Nichtdiskurs hat Foucault gleichzeitig eine Alternative zum strukturalistischen Modell des Zeichens bzw. des (aus Zeichen bestehenden) Textes entwickelt, allein schon insofern, als die Indikation eines nicht-diskursiven Außen nicht mehr auf der Binarität von Signifikant und Signifikat basiert, sondern auf der Markierung einer für den Diskurs konstitutiven Differenzierung, die sich nicht von dem diskursiv Determinierten her begreifen lässt. Deshalb kann man vom Diskurs über den Nichtdiskurs nicht sagen, er bringe das Undarstellbare zur Darstellung oder lasse das Außen als Gemurmel der Sprache an sich sprechen. Die Eigenart des Diskurses über den Nichtdiskurs besteht vielmehr darin, dass er (in Abwandlung des obigen Zitats) sichtbar zu machen versucht, wie undarstellbar die Undarstellbarkeit des Darstellbaren ist.

Der Diskurs über den Nichtdiskurs kann auf ganz unterschiedliche Weise konstituiert werden – Blanchots bedachte Reduktion sprachlicher Bilder bis hin zur Darstellung des Zwischenraums zwischen den Bildern ist nur eine Möglichkeit. Eine andere, nämlich die einer fingierten Signifikation, zeigt Foucault in seiner Studie über Raymond Roussel auf. Die sprachlichen Konstruktionen bei Roussel wie in der Erzählung *Parmi les Noirs* oder im Roman *Impressions d'Afrique* erwecken lediglich den Anschein einer sinnvollen Geschichte, die aus einer Reihe von Abenteuern besteht. Wenn aber ein Helot aus Korsettstangen aus Kalbslungen auf einen Schienenkonstruktion dahingeleitet, wie in *Impressions d'Afrique*, dann folgt diese Darstellung einem streng geregelten Verfahren, das einzig und allein darauf abzielt, die sprachliche Differenz zwischen den Wörtern des Ausgangs- und des Endsatzes zu verdeutlichen und im Spiel der Wiederholung homonymer Ausgangsworte größtmögliche Bedeutungsunterschiede hervorzubringen, die zu einer narrativen Einheit verknüpft werden, durch die dann aber – gerade durch diese absurden Konstruktionen, aber auch durch das Netz der Wörter mit ihren permanenten Verdoppelungen – erkennen

(43) Ebd., S. 678.

(44) Ebd., S. 679.

(45) Ebd., S. 678.

lassen, dass die Signifikation lediglich fingiert ist und dem Text ein rationales Konstruktionsverfahren zugrunde liegt, das bestrebt ist, den Zufall (die abstrusen Konstruktionen, die auf den ersten Blick der Phantasie entsprungen sind) auszuschalten: „Scheinbar triumphiert der Zufall an der Oberfläche der Erzählung, in diesen Gestalten, die so natürlich aus dem Grunde ihrer Unmöglichkeit auftauchen – in dem singenden Wurm, dem amputierten Mann, der ein Einmann-Orchester darstellt, in dem Hahn, der seinen Namen schreibt, indem er Blut spuckt, in den Medusen von Fogar, den gefräßigen vegetabilischen Schirmen. Aber diese Monstrositäten ohne Gattungen oder Familien sind notwendige Begegnungen, sie gehorchen mathematisch dem Gesetz der Synonyme und dem Prinzip der genauesten Ökonomie; sie sind unvermeidlich.“⁽⁴⁶⁾

Ähnlich wie bei der Zwölftonmusik Arnold Schönbergs wird hier das sprachliche Material rational durchorganisiert, was eben nicht der automatischen Schreibweise (*écriture automatique*) der Surrealisten gleichkommt, sondern einem Verfahren entspricht, das darauf abzielt, die Spiele des Zufälligen zu ‚meistern‘: „Das Werk Roussels – und das ist einer der Gründe, aus denen es aus der Gegenströmung zur Literatur heraus erwächst – ist ein Versuch, den unvermeidbarsten der Zufälle gemäß dem am wenigsten aleatorischen Diskurs zu organisieren.“⁽⁴⁷⁾ Der Diskurs über den Nichtdiskurs, hat man ihn erst einmal als solchen spezifiziert, kann als Bedingung dafür angesehen werden, dass Roussels Prosa überhaupt als eine „Gegenströmung“ zu dem, was im 20. Jahrhundert als Literatur galt, aufgefasst werden konnte. In dieser dritten Perspektivierung wird aber nicht das Gegenläufige zum Gegenstand der Untersuchung, sondern die Formationsprinzipien eines Diskurses, der das Sein der Sprache zur Sprache bringt und ein nicht-diskursives Außen indiziert. Um schließlich die Regeln des Diskurses über den Nichtdiskurs zu beschreiben, ließe sich wiederum auf Foucaults formalontologischen Ansatz zurückgreifen, denn die Figuren der Selbstdarstellung der Sprache können als diskursive Ereignisse des Diskurses über den Nicht-Diskurs aufgefasst werden, die es nun in ihren Regelmäßigkeiten zu erfassen gilt.

Ausblick

Das diskurstopologische Modell ist mit diesen drei Perspektivierungen nicht abgeschlossen. Es sind durchaus Erweiterungen denkbar, die beispielsweise in Hinblick auf die im Wissen selbst oder in der Produktion, Aneignung, Distribution und Deutung von Literatur relevanten Machtmechanismen gemacht werden könnten, denn Foucault hat ja jedem Diskurs nicht einfach nur die Seinsfrage, sondern gerade die Machtfrage gestellt. Aber auch das Ensemble der Selbstpraktiken und Subjektivierungstechniken, die in

(46) Michel Foucault: Raymond Roussel, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1989, S. 47.

(47) Ebd., S. 49-50.

der Literatur impliziert sind, könnten den Ausgangspunkt für eine Perspektivierung bilden. Im Anschluss an Foucaults Vorlesungsreihe *Hermeneutik des Subjekts*⁽⁴⁸⁾ wäre es z.B. möglich, Literatur als Bestandteil eines „Geistwissen“ (im Gegensatz zum Erkenntniswissen) zu konzipieren, oder in Anschluss an *Das Wahrsprechen des Subjekts*⁽⁴⁹⁾ als ein Wissen über das philosophische und politische „Wahr-Sprechen“. Literatur könnte dann in einem Raum selbstkonstituierender Praktiken verortet werden, was den Rahmen für eine literaturwissenschaftliche Untersuchung des autobiographischen oder autofiktiven Schreibens bilden würde.

Der besondere Nutzen einer diskurstopologischen Betrachtung von Literatur liegt vor allem darin, dass jede der vorgenommenen Verortungen ein spezifisches Wissen sichtbar macht. Die drei diskurstopologischen Perspektivierungen konstituieren jeweils verschiedene Wissensinhalte: ein Wissen über den Diskurs, ein Wissen über die Grenze der herrschenden Wissensordnung und schließlich ein Wissen, das sich dort zu entfalten beginnt, wo das Subjekt verschwindet, und das für Bataille ein Wissen vom Nichtwissen ist, anders ausgedrückt: ein Wissen, das sich noch nicht konstituiert hat und das sich in der Erfahrung eines leeren Raum der Sprache zu artikulieren beginnt.

(48) Michel Foucault: *Hermeneutik des Subjekts*. Vorlesungen am Collège de France 1981/82, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2004.

(49) Michel Foucault: *Das Wahrsprechen des Subjekts*. Zwei Vorlesungen 1983/84, gehalten am Collège de France, Frankfurt a. M.: Materialis 1988.